

Unsicheres Gelände

In der neuen „ad rem“-Serie „Mein Lieblingsbuch“ erzählen Hochschulangehörige von ihrer Lieblingslektüre.

Für uns kramen sie Lieblingsbücher hervor: Egal ob Professor, studentische Hilfskraft oder Verwalter – wir suchen die bevorzugte Lektüre der Universitätsangehörigen. Heute: Moritz Mutter, 29, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Medienwissenschaft und Neuere deutsche Literatur der TU Dresden. Er stellt ein Buch vor, das aktueller nicht sein könnte.

Welches Werk gehört zu Ihren Favoriten?

Das Buch heißt „Die Vertreibung aus dem Serail. Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt“. Geschrieben hat es Georg Klaua. Ich habe es in meinem Bachelorstudium mehr oder weniger per Zufall entdeckt: Es ist ein gendertheoretisches Buch über Homosexualität im Islam aus dem Jahr 2008.

Was schätzen Sie an diesem Buch besonders?

Es hinterfragt unsere klassischen europäischen Denkweisen, indem es eine lange Tradition homosexueller, türkischer und arabischer Liebeslyrik nachweist, die erst mit der Kolonialisierung tatsächlich abbricht. Die These von Klaua lautet: In vielerlei Hinsicht ist Homophobie im Islam ein Importprodukt aus den „aufgeklärten“ Ländern Westeuropas. Es ist deshalb auch für die Diskussion über eine angebliche „Islamisierung“ unseres angeblichen Abendlandes sehr zu empfehlen. Diesen Diskurs gibt es ja plötzlich wieder.

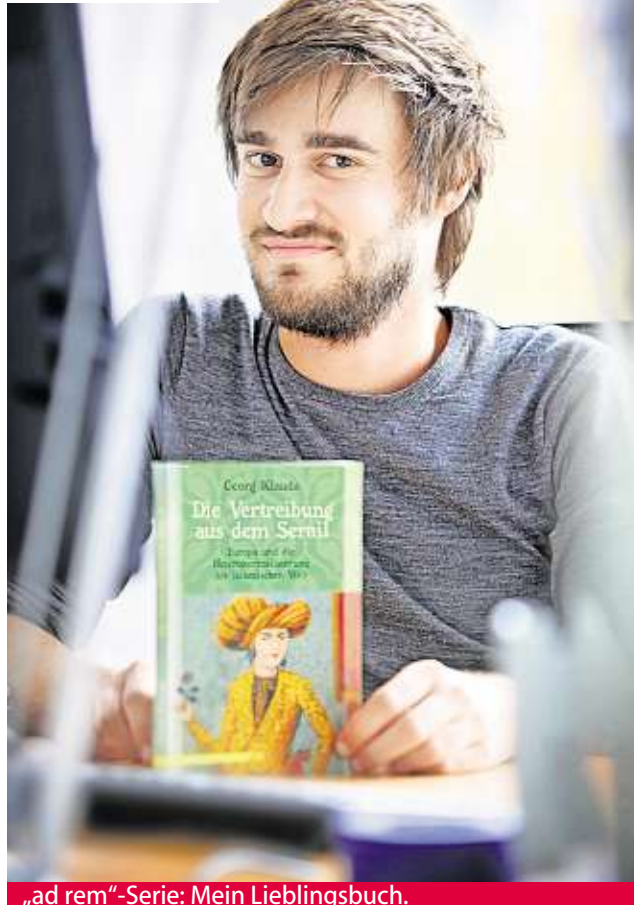
Können Sie sich an Situationen erinnern, die Sie mit dem Buch verbinden?

Die gibt es eigentlich jeden Montag: Wenn Pegida wieder auf die Straße geht.

Für wen ist „Die Vertreibung aus dem Serail“ von Georg Klaua interessant?

Für alle, die sich für die Gesellschaft interessieren, in der wir leben. Die scheint sich ja wieder viel aus einer Abgrenzung zum kulturell „Anderen“ zu machen, zumindest in Teilen. Gerade, wenn es innerhalb der eigenen (Landes-)Grenzen vermutet wird. Dass es damit nie so leicht ist, wie manche Leute es sich machen, kann man an diesem Buch wunderbar lernen – selbst wenn man mit den Schlussfolgerungen nicht einverstanden sein mag. Und am Ende lernt man hier das, was man aus jedem guten wissenschaftlichen Buch lernen kann: Dass Denken ein vorsichtiges, seine Gegenstände sanft behandelndes Unterfangen zu sein hat. Oder, wie der

Moritz Mutter mit seinem Lieblingsbuch. Foto: Amac Garbe



„ad rem“-Serie: Mein Lieblingsbuch.

Soziologe Niklas Luhmann es einmal ausgedrückt hat: „Wenn man Wissenschaft betreibt, kommt man nicht auf sicheres Gelände, sondern auf unsicheres Gelände.“ | Interview: Katrin Mädler

ABC.



Von Tanja Rudert

Bücherjagd in der SLUB ist hart. Du bist auf der Suche nach diesem einen Buch. Du hast Dir die Regalnummer auf Deine Hand tätowiert. Du bist zu allem bereit. Du erreichst das Regal, Dein Herz schlägt, während Du mit dem Finger die Signaturen entlangfährst, gleich hast Du es, gleich ... es ist nicht da. Fassungslosigkeit. Schon wieder. Das dritte Mal in Folge. Wie ist das möglich? Buchfresser? Bücherverstecker? Unfähige Einsortierer mit Dyslexie im Endstadium, für die Nummern und Buchstaben nur lustige Tiergesichter sind? Du strandest an der Rettungsinsel des Infopoints und füllst ein Suchformular fürs verschollene Buch aus. Bei den letzten zwei Formulare kam nach Tagen heraus: Buch nicht am Standort. No shit, Sherlock! Was passiert denn, wenn das Buch nicht gefunden wird, fragst Du den aufreizend unbetroffen wirkenden Info-Elf. Dann wird es eben als vermisst gemeldet. Wut und Hilflosigkeit. Und dann? Der Elf rollt die Augen, er hasst Dich. Zu Recht. Na dann ist es halt nicht da. Er grinst. Er hat gewonnen. Als Du gesenkten Hauptes die SLUB verlässt, hast Du das blöde Gefühl, er hat das Suchformular längst zerknüllt in den Papierkorb geworfen.

Nicht verliebt in Berlin

„Fräulein Kubitschek pfeift auf die Liebe“ von Anna Stein unterschreitet selbst nicht vorhandene Erwartungen.

Ein englisches Sprichwort besagt, dass man ein Buch nicht nach seinem Deckel bewerten soll. Das stimmt meist, sowohl wörtlich als auch im übertragenen Sinne. Man kann literarische und menschliche Schätze hinter fleckigem Einband finden. Bei dem Cover von „Fräulein Kubitschek pfeift auf die Liebe“ allerdings kann das hippe Rennrad und der Berlin-Hintergrund getrost abschrecken. Ansonsten findet sich der Leser schnell in der Lebenswelt von Charlotte Kubitschek und ihren Nachbarn Elise Buffke und Juri Popov wieder. Juri betrügt seine Frau, Elise

ist 94 und Charlotte bindungsunfähig, was sie allerdings als taffe Tugend verkauft. Der gemeinsame Feind ist Immobilienhai Siegbrecht Sattkowski, während Handlanger Arthur Dupont ganz nett erscheint. Die meiste Zeit kämpft Charlotte allerdings damit, ihre an der Supermarktkasse aufgerissenen und anhänglichen One-Night-Stands wieder loszuwerden. Denn: Charlotte „glaubte nicht an die Liebe.“ Das liegt übrigens an einem tragischen Erlebnis in ihrer Jugend, das nebenbei in die Erzählungen der „Queen of the Kassiermaschine“ eingearbeitet wird.

Das war wohl nix

Während Geschichte und Charaktere an der Oberfläche hängen bleiben und eine furchtbare Metapher die nächste jagt, hat die Autorin zusätzlich zu viel Energie verschwendet, auf den Zug der gesproche-

nen Sprache aufzuspringen. Ob es Charlotte nebst Umgangssprache ist oder Elise, die so stark berlinert, dass sich sogar altingesessene Berliner angeekelt wegdröhnen würden. Neben Geschmacklosigkeiten wie „Jetzt konnte es endlich losgehen – auf dem Trampelpfad der Vergangenheit in den Garten Eden“ finden sich noch zahlreiche kleine Späßchen, welche die ganze Chose – Vokabel aus dem Buch – aufwerten sollen. Sie scheitern. Egal, ob es Kapitelüberschriften wie „Raider heisst jetzt Twix – sonst ändert sich nix“ oder Wortspiele Richtung Genozid und Gentrifizierung sind. Was bleibt, ist nicht nur Unzufriedenheit über die verwendete Sprache. Das größere Problem ist das Bild, das von allein stehenden Frauen über 30 gezeichnet wird: Wenn Ihr Euch an keinen Mann ketten wollt, habt Ihr irgendein Problem. | Nane Krüger



Anna Stein: Fräulein Kubitschek pfeift auf die Liebe. Knauer TB 2015. 272 Seiten. 9,99 Euro.